

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 11 (1969)

Artikel: Der Alte am Flüela
Autor: Sprecher, Johann Andreas v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

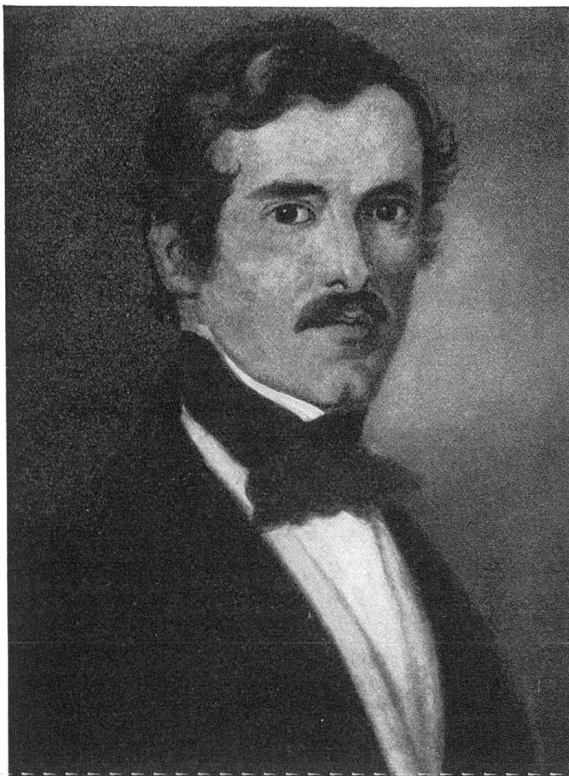
Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Alte am Flüela

Erzählung von Johann Andreas v. Sprecher

Die vorliegende Erzählung möchten wir im Gedenken an den 150. Geburtstag des Historikers und Dichters Johann Andreas v. Sprecher (am 31. Juli 1969) zum Abdruck bringen. Leben und Werk Sprechers sind schon wiederholt von Berufenen gewürdigt worden. Sein Platz in der bündnerischen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts steht unverrückbar fest. Es ist vor allem sein Werk über das 18. Jahrhundert, welches auch künftighin den Namen Sprechers mit einer der bedeutendsten Leistungen bündnerischer Geschichtsschreibung verknüpft. Diese Arbeit



Sprechers, dem modernen Leser durch Rudolf Jenny in einer reich kommentierten Ausgabe erneut zugänglich gemacht, wird ihren Rang nie verlieren. Denn in ihr hat sich dem ausgezeichneten Historiker Sprecher (der über

ein ungemeines Wissen um die Vergangenheit seiner bündnerischen Heimat und zugleich über ein imponierendes Quellenmaterial verfügte) der Schriftsteller und Dichter Sprecher beigesellt, dem es gelang, eine lebensvolle, ausdrucksstarke und geschlossene Darstellung zu bieten, ein Lesebuch im besten Sinn, wie es das selten erreichte Ziel jeder historischen Gesamtdarstellung bilden müßte.

Als Dichter bewährte sich Johann Andreas v. Sprecher aber vor allem in seinen beiden historischen Romanen «Donna Ottavia» und «Die Familie de Sass», die schon in den Tagen ihres Erscheinens (1878 und 1881) Anerkennung fanden und in der Folge von Generationen treuer Leser immer wieder verschlungen wurden. Sie zählen wohl zum Besten, was in den letzten hundert Jahren an bündnerischer Belletristik entstanden ist. Daneben gehören zum bleibenden Werk Sprechers auch einige Erzählungen, wenn gleichwohl zu sagen ist, daß der Autor keineswegs über die visionären Horizonte eines Gotthelf, die Phantasie eines G. Keller und die Gestaltungskraft eines C. F. Meyer verfügte. Mit den genannten großen Dichtern aber hatte Sprecher das eine gemein, daß er sich seine schriftstellerischen Werke in echtem Bemühen um die Kunst abrang. Seit Beginn seiner besten Mannesjahre, da andere sich in Beruf und Gesellschaft bewähren konnten, lebte Sprecher einsam, zufolge eines schweren Gehörleidens dem geselligen Verkehr entsagend, von materiellen und seelischen Sorgen geplagt. Er verbarg sich in seinem dunklen Studierzimmer an der Oberen Gasse zu Chur und leistete über zwei Dezennien hinweg seinen Beitrag für die bündnerische Kultur. Das soll und darf ihm nicht vergessen werden.

J. A. v. Sprecher starb am 8. Januar 1882.

Zum Anlaß seines 50. Todestages wurde auf Veranlassung der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens an der Stätte seines Wirkens eine Gedenktafel angebracht. Es bleibt zu hoffen, daß auch sie mithilfe, die Erinnerung an den bedeutenden Mann wach zu halten und seine Werke dem Bewußtsein des Volkes zu erhalten.



Ich heiße Töni und bin der Sohn des ganz alten Tschuggenwirts, der als Pächter viele Jahre am «Tschuggen» (im Flüela) hauste, als derselbe noch dem Kommissar (Anton Herkules Sprecher von Bernegg) gehörte. Schon als Bube war ich wegen meines fröhlichen Gemüts und meiner Behilflichkeit und Dienstfertigkeit beliebt, aber geschult wurde ich leider nicht, außer was mich meine Mutter lehrte, weil es zu weit gewesen wäre, ins Dorf hinaus zur Schule zu gehen. Dagegen mußte ich früh dem Vater an die Hand gehen. Er hatte immer einige Pferde, mit denen er viel über die Berge ins Veltlin fuhr, und da lernte ich denn früh mit den Pferden umgehen wie ein Knecht, noch ehe ich zum Nachtmahl ging. Der Vater nahm mich denn auch gewöhnlich, wenn er dem Wetter nicht gar zu schlecht traute, mit sich; doch kam es manchmal vor, daß das Wetter sich plötzlich wandte und wir im großen Schneewetter und starker Lawinengefahr über den Flüela zurückkamen. Denn auf unsern Bergen kommt so ein Schneewetter und Gestöber manchmal ganz unerwartet, und die Wetterzeichen trügen öfters.

So hatten wir denn eben einmal, als ich anfangs der Zwanziger war, das Unglück, bei einem so gefährlichen Wetter auf dem Heimweg in eine große Lawine zu kommen. Mich warf es wie durch ein Wunder oben auf, aber der Vater kam so tief darunter, daß, wie auch die Ruttner mir zu Hilfe eilten, das Suchen an jenem Tage doch nichts nützte und wir ihn erst am andern Tage tot fanden. Was mir das für Herzeleid machte, könnt ihr euch nicht vorstellen.

Von da an mußte ich die Haushaltung selbst führen, und weil der Vater gut haus-

gehalten hatte, galt ich als ein vermöglicher Bursche, und das war ich auch; ich wollte recht reich werden und hatte nur Freude an großem Profit.

Diese Neigung mag wohl früh durch die Erziehung in mir geweckt und bestärkt worden sein und in meinem empfänglichen Sinn starke Wurzel gefaßt haben. Denn wenn ich und der Vater aus dem Veltlin zurückfuhr und er so still hinter seinem Schlitten herging, so wußte ich wohl, daß er den Profit, den er am Wein zu machen glaubte oder schon gemacht hatte, berechnete. Fast jedesmal, wenn wir uns dem «Tschuggen» näherten, sagte er: «Töni, jetzt bin ich wieder um ein Häuflein Taler reicher!» Oder wenn er mit Pferden oder Vieh, von welchem wir eine hübsche Zahl hatten, weil viel Land und Weide zur Pacht am Tschuggen gehörte, einen guten Handel gemacht hatte, so gab er mir jedesmal einen halben Taler Trinkgeld und sagte: «Töni, sieh, daß du einen ganzen daraus machst.»

So wurde mir das Handeln und das Wagen von Jugend auf angewöhnt, so daß es meine größte Freude war, noch ehe ich etwas Eigenes besaß, um damit anzufangen.

Darum besann ich mich denn auch nach dem Tode des Vaters, als ich frei schalten und walten konnte, nicht lange. Ich kaufte die schönsten, teuersten Pferde, die ich zu finden wußte, zusammen und ging nach Italien, in der Hoffnung, einen großen Profit zu machen. Aber es schlug mir fehl; denn schon in Colico erkrankte und kreperte mir eines der teuersten; mit den andern kam ich von einem Ort zum andern, je länger je weiter nach Welschland hinein, und weil mir niemand den Ankaufspreis geben wollte und die Spesen stark aufliefen, so mußte ich die Pferde endlich hergeben wie ich konnte und mochte und kam nach sechs Wochen mit großem Schaden heim. Daraufhin verleidete mir der Handel eine Zeitlang gänzlich; ich blieb daheim, betrieb die Wirtschaft und rechnete und verheiratete mich zuletzt. Das ging so einige Jahre, aber weil die Ehe kinderlos blieb, wurde mir's nach und nach langweilig,

und die Lust zum Handel kam wieder über mich.

So fuhr ich denn einmal mit einer schönen Zahl Vieh auf den Markt nach Lecco. Diesmal lief der Markt so gut ab, und ich hatte ein solches Glück, daß ich über den Ankauf und die Spesen noch ein ganzes Beutelchen von Schilddublonen heimbrachte. Von da an ließ es mir daheim keine Ruhe mehr; ich fuhr von einem Markt auf den andern, fragte der Tschuggenwirtschaft nichts mehr nach und verwarhlte sie so, daß fast niemand mehr einkehrte und die Reisenden Essen und Trinken mit sich nehmen mußten, weil sie am Tschuggen nichts Rechtes mehr bekamen. Zudem wurde ich noch verspottet; die Leute sagten im Vorbeigehen zu mir, ich hätte es gescheit angestellt; denn wenn die Franzosen noch einmal kämen, so könnten sie mit langer Nase abziehen und mir nichts mehr nehmen und dergleichen mehr.

Darauf kündete ich im Unmut dem Herrn Kommissar die Pacht am Tschuggen, kaufte ein Haus im Dorf, trieb den Viehhandel im großen, trollte auf allen Märkten weit und fern herum, gewann bald hübsche Summen und verlor bald bei Tausenden. Mehr als einmal kam ich so weit, daß ich alles versetzen und verkaufen mußte und nichts Eigenes mehr besaß als meine Pfeife und meinen Stock.

Da fing ich immer wieder mit etwas Neuem von vorne an, bald als Treiber, bald als Händler mit Kleinvieh, bald als Fuhrmann, und wenn ich auf diese Art etwas mühsam zusammengebracht und erspart hatte und auf die Beine gekommen war, ließ es mir nie Ruhe, es lüstete mich immer nach Größerm, bis ich wieder am Boden war.

Auf das hin wollte ich mein Glück auch im Ausland probieren und ging zuerst nach Frankreich, dann nach Polen, und hatte als Zuckerbäcker ziemlich schnell ein eigenes kleines Geschäft, bei dem ich so viel verdiente, daß ich nach etlichen Jahren, als ich Heimweh bekam, mit einem ordentlichen kleinen Vermögen heimkehrte, das aber, als

ob ich in der Heimat kein Glück hätte haben sollen, schnell wieder zusammenschmolz wie der Schnee im Sommer.

Einmal, es sind jetzt nahezu dreißig Jahre, als ich wieder obenauf war und den «Tschuggen» gekauft hatte, war ich mit Wein und Reis auf dem Heimweg aus Italien. Ich und mein Knecht und drei Ruttner brachen früh am Morgen von Süs auf und hofften, weil Weg und Wetter gut waren, zu rechter Zeit an den «Tschuggen» zu kommen; aber am Mittag wandte sich das Wetter; es fing an zu schneien und Schnee zu treiben, daß man bloß die Hand vor sich sah und man meinte, man sei in einer Staublawine. Aber nach und nach kamen wir, nachdem wir zuletzt die Fracht zurückgelassen hatten, mit den leeren Schlitten unter vieler Mühe auf die Höhe und fanden dort an einem Felsen, mit Schnee fast überdeckt, ein Weibsbild mit einem Kind in den Armen. Als wir sie hervorzogen, war das Weib völlig erstarrt und ohne Lebenszeichen; dagegen das Kind, das tüchtig in wollenes Zeug und Kleider eingewickelt war, blickte uns munter an und verlangte sofort Brot. Es kam bald zurecht, als wir ihm zu essen gaben; aber bei dem Weibsbild half nichts mehr, so angelegentlich wir auch alles das versuchten, was man sonst bei Halberfrorenen tut, um sie wieder zurecht zu bringen. In diesem Stück hat man da ziemlich viel Erfahrung, weil es nichts Seltenes ist, daß an diesem Berg und am Scaletta Leute auf solche Art umkommen.

Das Kind, ein Knabe von vier oder fünf Jahren, hatte noch keine Ahnung, daß es eine Waise geworden war, und fragte wiederholt, warum die Mutter immer schlafe. Nun banden wir die Mutter auf den Schlitten und trugen das Kind abwechselnd auf dem Rücken, was aber nicht leicht ging, weil wir an vielen Orten bis unter die Arme im Schnee wateten.

Doch kamen wir endlich, wenn auch erst lange nach Einbruch der Dunkelheit, an den «Tschuggen», was schwerlich gelungen wäre, wenn wir nicht so treffliche Schneerosse gehabt hätten. Und als wir uns da erholt und

erquickt hatten, forschten wir das Kind aus, wer sein Vater und seine Mutter gewesen sei und woher es komme; aber es konnte keine andere Auskunft geben, als daß es bei der Mutter in einer großen Stadt jenseits der Berge gewohnt habe und daß sie viele Tage bis auf den Berg zu gehen gehabt hätten bis dahin, wo sie sich mit ihm niederlegte. Von einem Vater oder einem Verwandten wußte es gar nichts. Weil er aber ein so hübscher, lieblicher Knabe war und er mir und meinem Weibe so gut gefiel und wir mit ihm Mitleid hatten, kam uns in den Sinn und entschlossen wir uns, ihn bei uns zu behalten und an Kindesstatt anzunehmen. Die Mutter aber wurde zwei Tage darauf im Dorf begraben.

Das Kind hatte sich ziemlich rasch an uns gewöhnt und wurde munter und fröhlich; es hatte aber eine so eigene Sprache, daß wir es, obwohl es deutsch war, zuerst fast nicht verstanden, und das Gesinde meinte, es sei eine fremde Sprache. Aber als wir einmal sein Geschwätz ganz verstanden, merkten wir bald, daß es nicht von gemeinen Leuten herkommen müsse; es war so ein herziger, gescheiter Junge, daß er uns täglich lieber wurde, und ich glaube, wenn er das eigene Kind gewesen wäre, hätten wir schwerlich mehr Liebe zu ihm haben können.

Ich gab mir weiter keine Mühe, Heimat und Verwandte des Kindes ausfindig zu machen, und wenn man mich dazu aufforderte, gab ich zur Antwort: Wenn es dem Vater oder den Verwandten ernst gewesen wäre, zu erfahren, was aus Weib und Kind geworden sei, so würden sie es schon in Erfahrung gebracht haben. Und ich muß sagen, es hätte mir im innersten Herzen weh getan, wenn mir jemand das Kind abgefordert hätte.

Es blieb aber alles still, und so wuchs der Knabe am «Tschuggen» auf und wurde in der reinen Bergluft und bei guter, gesunder Kost alle Tage hübscher und stärker. Ich glaube, daß ich ein paar Jahre länger am «Tschuggen» blieb nur seinetwegen, aber als er zehn- oder elfjährig war und mir zu dieser Zeit mein Weib starb, nahm ich ihn bei meinen Kreuz- und Querzügen mit mir, weil ich

ihn bei dem fremden Gesinde nicht daheim lassen wollte. Um diese Zeit stieg der alte Geizteufel wieder in mir auf; ich trieb noch einmal Handel im großen mit Pferden und Vieh, Häusern und Liegenschaften; auch in den Holzhandel ließ ich mich ein. Gewann ich beim einen etwas, so ging beim andern doppelt so viel verloren, und es währte gar nicht lange, so war ich wieder ganz auf dem Hund. Diesmal aber tat's mir mehr weh als früher, fürs erste, weil ich einsah, daß ich mich in meinen alten Tagen schwerlich mehr zu erholen imstande sei, und fürs andere hätte es mir fast das Herz abgedrückt, wenn ich den Knaben hätte müssen Mangel leiden sehen.

Aber wie ich früher den Mut nie ganz verlor, so setzte ich mich auch diesmal wieder zur Wehre. Den Knaben gab ich im Dörfli bei guten Leuten in die Kost, wo er in allem versorgt war und auch die Schule besuchen konnte. Ich selbst nahm wieder den Stock in die Hand und das Tragbrett auf den Rücken und begann zu handeln, bald mit dem, bald mit jenem, und nichts war mir zuviel, und oft litt ich Hunger und Durst, um so viel zu ersparen, daß ich das Kostgeld für Joseph zusammenbringen könne.

Wie es bei mir aber immer wechselte, so kam auch diesmal wieder ein Sonnenblick; denn auf einmal fiel mir unerwartet von einem Verwandten, der in Polen ein Geschäft gehabt hatte, eine nicht unbeträchtliche Erbschaft zu, und ich wurde wieder ein vermöglicher Mann. Da aber nahm ich mir vor, zu dem kleinen Vermögen Sorge zu tragen und auf dem Gut, das ich am Eingang ins Flüelatal kaufte, zu bleiben und meine alten Tage zuzubringen. Joseph war bei mir und hing an mir wie an einem rechten Vater. Er war überhaupt ein guter, liebenswürdiger Junge, der mir nie Verdruß machte, so daß ich jedesmal kaum erwarten konnte, bis er aus der Schule heimkam.

Als er die Schule durchgemacht hatte und zum Nachtmahl gegangen war, half er mir im Hause und auf dem Felde mit Eifer; er ging mir dabei so geschickt und anständig

an die Hand, als wäre er ein rechtes Davoser Kind gewesen. So ging es noch vier bis fünf Jahre, und ich hatte das Neujahr siebzimal erlebt, ging aber trotzdem wie früher jeden Herbst noch einige Tage auf die Jagd, und weil Joseph gut mit dem Gewehr umzugehen wußte und große Freude daran hatte, so nahm ich ihn immer mit, vermied aber dann aus Vorsicht für ihn die gefährlichsten Orte im Gebirge, wo man am ersten das Wild antrifft, ganz gegen meine Gewohnheit; denn früher war es gerade meine größte Freude, an den schwierigsten Orten den Tieren nachzugehen und sie bis auf die höchsten Berge zu verfolgen, und wenn ich auch nicht immer eine Gemse mit heimbrachte, so freute mich's doch, wenn ich so ein Wagestück oder eine Gefahr glücklich überstanden hatte.

Jetzt bat mich Joseph einmal, mit mir auf das Schwarzhorn gehen zu dürfen, wo am ersten Gemen anzutreffen waren, und ich ließ mich überreden. Der Berg ist auf der Dischmaer Seite viel leichter zu ersteigen als vom Flüelatal aus, weil es da fast bolzgrad und durch jähe Felsen hinaufgeht, aber wir wagten es dennoch. Am Anfang ging's ziemlich gut, aber je höher wir kamen, desto schlechter. Joseph ging immer voraus, sah aber wegen den Gemsspuren mehr auf die Felsen und Gletscher als zu den Füßen. Auf einmal sahen wir dann ein Häufchen Gemen, aber weil sie an einem gefährlichen Orte waren, befahl ich Joseph, an dem Orte, wo wir waren, zu bleiben und aufzupassen, bis ich auf einem Umweg ihnen in den Rücken käme und sie so ihm zutreiben könnte. Ich warnte ihn noch, ihnen keinen Schritt nachzugehen, wenn sie etwa zu weit neben ihm vorbeilaufen sollten, bis ich wieder bei ihm sei. Ich brauchte dann mehr als eine Stunde, bis ich hinter die Tiere gekommen war und anfangen konnte zu treiben. Zuerst störte ich nur drei oder vier auf; wie ich weiter vorwärts und auf einen Felskopf kam, sprang ein ganzes Rudel auf und pfeilschnell über Felsen und Gletscher dem Orte zu, wo ich Joseph gelassen hatte. Paff — ging ein Schuß, und ich dachte bei mir selbst: Jetzt hat es Eile.

Ich selber hätte nicht mit dem besten Stutzen schießen können, da die Entfernung zu groß war.

Ich mußte darauf einen großen Umweg machen, als ich zu Joseph wollte. Aber als ich auf den Platz kam und ihn nicht antraf, erschreckte ich so sehr, daß mir das Herz im Leib erkaltete; denn ich stellte mir vor, daß er gefehlt und den Tieren nachgesetzt haben müsse und daß er in der Hitze zu wenig acht gehabt habe und so leicht habe einen Sturz tun können. Ich rief dann in der Angst, so laut ich konnte, und suchte überall, wo es mir möglich war, alles umsonst, und ich sah ihn lebend nicht wieder.

Was ich gefürchtet hatte, war leider geschehen; denn erst am zweiten Tag darauf fand ich ihn unter einem Absturz, der gewiß ein paar Kirchtürme hoch ist und über den er gestürzt sein mußte...

O gottlob!, er mußte nicht lange leiden; denn der Kopf war ganz zerschmettert und das Genick gebrochen. Sehen Sie, mein Herr, dort ist das Schwarzhorn; dort oben, wo die tiefe Spalte mit Schnee bedeckt ist, hat er gestanden, und unter der schwarzen Wand in dem Geröll habe ich ihn gefunden...

Da muß ich noch etwas erzählen, was mir seither oft seltsam erschien, und ich weiß noch jetzt nicht, was ich denken soll. Im Dörfli war nämlich ein junges Mädchen, die Jugendspielin von Joseph. Sie sahen einander gern, und es wäre vielleicht, wenn er das Leben behalten hätte, ein Paar aus ihnen geworden.

Die erzählte dem Nachbar, ehe sie wußte, daß er totgefallen war, sie sei in der vorhergehenden Nacht auf einmal erwacht und habe gemeint, sie höre unterm Hause etwas die Straße entlang gehen. Weil heller Mondschein war, sei sie aufgestanden und habe durchs Fenster geschaut, und da habe sie denn einen ganzen Leichenzug vorbei und dem Friedhof zugehen sehen. Der Sarg sei mit Blumen und Kränzen zugedeckt gewesen und hinter demselben habe sie gemeint, mich zu erkennen. Darüber sei sie sehr erschrocken, und es sei ihr sofort eingefallen, es möchte Joseph

ein Unglück begegnen; darum sei sie am Morgen in aller Frühe, weil sie wußte, daß wir auf die Jagd wollten, zu unserem Haus gegangen und habe uns warnen wollen und bitten, daß wir das Jagen diesmal unterließen, aber es sei leider zu spät gewesen, da wir schon fort waren.

Man denke davon, wie man will; seltsam ist's. Es sind jetzt völlig zehn Jahre seither. Solange Joseph lebte, kam niemand ihm nachzufragen; erst nachdem er gestorben war, kam einmal ein vornehmer Herr in die Landschaft und forschte beim Pfarrer am Platz nach, ob nicht vor etwa 20 Jahren eine Frau mit einem kleinen Knaben in die Landschaft gekommen sei, wie er im Engadin vernommen habe. Darauf wurde ihm mitgeteilt, daß ungefähr um diese Zeit eine Frau am Flüelapaß erfroren gefunden worden sei und daß sie noch einen kleinen Knaben, der noch lebte, bei sich hatte, der dann vom alten Tschuggenwirt auferzogen und ein hübscher, ordentlicher Bursche geworden, aber vorigen Herbst am Schwarzhorn totgefallen sei.

Darauf kam der vornehme Herr zu mir und fragte mich über dies und das aus und bekannte mir endlich, daß er der Vater von Joseph gewesen sei. Die Mutter, eine frühere deutsche Kammerjungfer seiner Frau, habe er einige Jahre unterhalten; als aber die Frau das gemerkt habe, habe sie es dahin gebracht, daß die Person mit dem Kind habe weg müssen.

Lange Zeit habe er dann nicht erfahren können, wohin sie gekommen seien; aber nach und nach habe ihn das Gewissen immer stärker gedrückt, und weil seine Frau kinderlos war, habe er sich endlich auf den Weg gemacht, das Weib und sein Kind aufzusuchen.

Als ich ihm dann alles erzählt von dem Tage an, wo wir das arme Weib auf dem Berge fanden, bis wo mein lieber Joseph selig totfiel, da rollten dem Herrn die bittern Tränen über die Wangen herab, und ich mußte ihm das Grab der Mutter und des Sohnes auf dem Friedhof zeigen.

Darauf ging er mit mir zum Landschreiber und ließ eine Schrift aufsetzen, daß er mir aus Dankbarkeit lebenslänglich alle Jahre fünfhundert Gulden schicken wolle. Ich wollte es erst lange nicht annehmen, aber als mir der Landschreiber heimlich zuredete und sagte, ich solle das Glück nicht von mir stoßen, und es könne mir vielleicht noch zustatten kommen, ließ ich mich überreden.

Der Landschreiber hatte nicht unrecht; denn wie ich so allein war, wurde mir's langweilig; in die Wirtshäuser und auf Besuch zu gehen, war schon früher nie meine Sache, und so mußte ich gegen meinen Vorsatz eben wieder etwas markten und trieb es so weit, bis ich wieder alles verloren hatte.

Jetzt hätte ich in meinen alten Tagen Mangel leiden oder dem Armengut auf den Hals fallen müssen, wenn mir Josephs Vater nicht die verschriebenen fünfhundert Gulden alle Jahre pünktlich durch ein Churer Handlungshaus hätte zukommen lassen, oder wenn ich zu töricht gewesen wäre, das Geschenk anzunehmen. Und so bin ich noch immer da und weiß nicht, wie lange es dem lieben Gott gefällt, mich noch auf der Welt zu lassen. Manchmal sehne ich fünfundachtzigjähriger Mann mich recht, bis er mich zu sich ruft; dann aber gibt's Zeiten, wo mir's noch immer gefällt zu leben, so lange ich meine gesunden fünf Sinne habe und auf die Berge gehen mag.